

Vom Bauen in der Altstadt

Autor(en): **Kopp, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **25 (1951)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571258>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Bauen in der Altstadt

Jede Stadt ist wie ein lebendiges Wesen einer steten Wandlung unterworfen. Kaum noch ein Baurest ist uns erhalten aus der Zeit, da unsere Städte gegründet wurden. Nur aus dem Grundrißbild der Straßenführung können wir die Formen des ursprünglichen Stadtkerns, seine erste Umwallung, erkennen. Die Notwendigkeit der Befestigung gab der alten Stadt klar umrissene Gestalt. Der Mauerring schied ihr Gebiet vom offenen Lande. War schließlich das umschlossene Gelände mit Gebäuden angefüllt, so wurde ein weiterer Mauerring um die Stadt gelegt oder es wurden bestehende Vorstädte in die Befestigung einbezogen.

Die den Bürgern zugeteilten Parzellen waren schmale und tiefe Landstreifen. Sie lagen mit einer Breite von einer bis zwei Stubenlängen an der Straße und hatten genügend Tiefe, um hinter dem zweigeschossigen Wohnhaus noch reichlich Gartenland freizuhalten. Es waren in den Häusern meist zwei Stuben nach der Gasse und zwei Stuben nach dem Garten hin gelegen. In der Mitte des Hauses aber fanden sich, fast lichtlos, die Küche und das Treppenhaus. Je mehr sich die Stadt innerhalb ihres Mauerringes mit Bewohnern füllte, um so mehr wurden im Laufe der Zeit die Häuser vertieft, die rückwärtigen Gärten überbaut und die Gebäude auf drei oder vier Geschosse aufgestockt. Aus der ursprünglich niedrig gebauten Stadt mit viel Gartenraum entstand die Enge der spätmittelalterlichen Siedelungen. Immerhin bewahrten fast alle Städte bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein noch recht viel Hof- und Gartenflächen. Die schlimmen Hintergebäude mit Wohnungen, Werkstätten und Schuppen stammen größtenteils erst aus der Zeit der beginnenden Industrialisierung. Damit sank der Wohnwert der Gebäude, weil ihnen in zunehmendem Maße Licht und Luft entzogen wurden. Die „bessern Leute“ verließen ihre einst schönen Häuser

und siedelten sich vor den Mauern an. Vordem habliche Viertel sanken zu Glendsquartieren ab.

Die Sanierung der Altstadt ist heute dringlich geworden. Die größeren Schweizerstädte haben sie seit Jahren in Angriff genommen. Aber es ist ein langwieriges und kostspieliges Unternehmen, weil sie sich nicht ohne wesentliche Zuschüsse der öffentlichen Hand verwirklichen läßt. Sie ist aber dringend nötig aus hygienischen, sozialen und auch aus baukünstlerischen Gründen. Es liegt nicht in Raum und Rahmen dieser Ausführungen, die weitschichtigen Probleme der Altstadtsanierung aufzugreifen und darzulegen. Sie würden ein Buch füllen. Und wer sich eingehend darüber orientieren will, lese die grundlegende Arbeit von E. Reinhart, Bern: „Die Sanierung der Altstadt.“

Es seien hier in der Folge nur gewisse Einzelfälle von Bauproblemen herausgegriffen, die in jeder Altstadt immer wieder zur Diskussion stehen und die auch den Laien unmittelbar interessieren können. Es sind kleine Einzelsteine im großen Mosaik, das Altstadt heißt. Steine, die entfernt und durch neue ersetzt werden. Je nachdem der neue Stein sich gut oder schlecht in das Mosaik einfügt, wird er das Gesamtbild verbessern oder stören.

Das Bild unserer alten Städte, so wie es auf uns gekommen ist, setzt sich aus Bauwerken verschiedenster Zeiten zusammen. Neben spätgotischen Häusern aus dem 16. und dem beginnenden 17. Jahrhundert stehen in weit größerer Zahl Barockbauten und solche mehr klassizistischer Haltung aus der Zeit um 1800. Aber alle diese verschiedenen Stil- und Zeitepochen verbindet die Gleichartigkeit der großen Hausform, die Einheitlichkeit des verwendeten, einheimischen Materials und die feine, handwerklich meist hochwertige Vollendung ihrer Details. Erst die neuere Zeit hat mit neuen Materialien, Glas, Eisen, Eisenbeton, und mit neuen, technischen Maßstäben diese Einheitlichkeit durchbrochen.

Das Bauen in der Altstadt verlangt vom Bauherrn Verständnis für die Besonderheiten der Bauaufgabe und vom Architekten ver-

mehrten Takt, Einfühlungsvermögen und hohes Können. Denn die einwandfreien Proportionen alter Häuser und die feinempfundene Profilierung ihrer Einzelheiten stellen einen Maßstab der baukünstlerischen Qualität dar, der hohe Anforderungen stellt und dem viele neuere Bauten in keiner Weise gewachsen sind. Sie stehen heute als klägliche Zeugen einer stümperhaften Baukultur neben ihren älteren Nachbarn.

Es soll damit nicht die Forderung erhoben werden, daß ein Neubau in der Altstadt sich im „Stil“ seinen Nachbarn angleichen müsse. Stilbegriffe sind in erster Linie kunsthistorische Klassierungen. Für den bauenden Architekten sind sie wenig fruchtbar. Ihm sind Proportionen und Maßstab das Wesentliche. Jede Zeit baut nach ihrer Art und ihrem Bedürfnis. Und so wie der Barock seine Formen unbekümmert neben jene der Gotik stellte, so sollen wir unsere Häuser, auch in der Altstadt, neuzeitlich bauen. Ich vermeide dabei bewußt das Wort „modern“, weil ihm der Begriff des „Modischen“ anhaftet. Alles Modische aber ist in der Architektur von Übel. Denn alles Modische ist kurzlebig. Ein Bau aber steht für Jahrzehnte und mehr. Ist er modisch-aufdringlich, so wird er uns nach wenigen Jahren ein Ärgernis sein. Ein guter neuzeitlicher Bau in der Altstadt wird alle Forderungen in der Grundrißgestaltung und in der Form erfüllen, die unsere Ansprüche auf Wohnen und Arbeiten heute an ihn stellen. Er wird sich daneben aber in der Wahl des Baumaterials, in der Dachform und im Maßstab der Einzelheiten den Nachbarn anpassen, mit demselben Feingefühl, mit dem sich die Alten an ihre früheren Nachbarn angepaßt hatten. Beispiele solcher Baugesinnung und solchen Könnens sind leider bis heute in unsern Altstädten noch verhältnismäßig selten.

Was ich hier vom Neubau in der Altstadt sagte, gilt auch für den Umbau. Doch wird hier der Architekt noch stärker an den Charakter des bestehenden Bauwerks gebunden sein. Je wertvoller als Baudenkmal ein altes Haus ist, um so sorgfältiger wird sich ihm ein Umbau einzufügen haben.

Wohl der häufigste Fall von Umbauten in der Altstadt ist der Einbau von Ladengeschäften im Erdgeschoß alter Häuser. Dies ist eine Umgestaltung, die unsere Zeit an belebten Straßen dringend fordert. Diese Forderung läßt sich nicht verneinen und nicht verhindern. Soll das tätige Leben der Altstadt erhalten bleiben, so muß sie erfüllt werden. Sonst stirbt die Altstadt langsam ab und verkommt als Glendsviertel.

Mit dem Einbau der Schaufenster im Erdgeschoß eines alten Hauses kommt ein neues, fremdes Element in seine Fassade, das sich oft nur schwer mit seinen Fensterachsen und mit seinem Maßstab harmonisch verbinden läßt. Man hat in der Mitte des letzten Jahrhunderts, noch unter dem Einfluß der ordnenden Tradition des Klassizismus, die Aufgabe so gelöst, daß, meist aus Holz gemacht, ein architektonischer Rahmen mit Pilastern und Gesims um die Schaufensterpartie gelegt wurde. Damit wurde diese vom oberen Fassadenteil getrennt. Es gibt vor allem in der Genfer Altstadt höchst reizvolle Beispiele solcher Ladeneinbauten. Aber es finden sich gute Lösungen dieser Art auch in Marau. Ihr Prinzip könnte in vielen Fällen auch heute noch gültig sein, wenn Schaufenster und obere Fenster sich axial nicht zusammenstimmen lassen.

Die Zeit der Jahrhundertwende brachte eine große Verschlimmerung. Mit der Möglichkeit der Fabrikation großer Spiegelglas-scheiben wurden die großen Schaufenster „modern“. Ein möglichst riesiges Spiegelglas galt als Hauptzugstück eines modernen Geschäftes. Nicht genug damit, daß das Erdgeschoß in Glasflächen aufgelöst wurde, erhielt auch der erste Stock noch seine Schaufenster. Und damit wurde nun dem alten Haus in schlimmster Weise der Bauch aufgerissen.

Heute sind wir glücklich soweit, den Unsinn solcher Maßnahmen einzusehen. Man hat die Erfahrung gemacht, daß sich in großen Schaufenstern schlecht ausstellen läßt, und daß, wer nicht gerade Automobile feilhält, in kleinen Vitrinen seine Ware viel besser zur



Auch in Marau finden sich gute Beispiele, wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Problem eines Schaufenstereinbaues gelöst wurde



Um die Jahrhundertwende wurde mit den durch zwei Stockwerke reichenden Schaufensterfronten in schlimmer Weise den alten Häusern der Bauch aufgerissen



Doch lassen sich solche Vausünden mit Zeit und Gelegenheit ohne sehr großen Aufwand wieder gutmachen. Um so eher als man heute allgemein erkannt hat, daß der Ausstellungswert der hochgelegenen Schaufenster bedeutungslos ist

Geltung bringen kann. So können wir heute auf Schritt und Tritt die leicht komisch wirkende Beobachtung machen, daß mächtige Schaufenster, die einstmals mit großen Kosten ausgebrochen wurden, durch Überstreichen mit Farbe wieder geschlossen und in kleinere Schaukästen aufgeteilt werden. Besonders grotesk sehen heute die einst so bewunderten Schaufenster im ersten Stockwerk aus. Ihre Inhaber haben längst erkannt, daß ihr Ausstellungswert gleich Null ist, denn kein Mensch reckt den Hals nach diesen Auslagen in der Höhe. Und so finden wir heute hinter diesen Glasflächen die Rückseiten der Möbel und Schränke, die man dort irgendwie aufstellen mußte.

Mit dieser Erkenntnis wird heute der Einbau von Schaufenstern in alten Häusern wesentlich erleichtert. Denn erstens kann man sich die weitgespannten und teuern Trägerkonstruktionen ersparen und zweitens werden die kleinern Schaufenster sich architektonisch viel besser mit dem alten Haus zu einem einheitlichen Ganzen vereinen lassen. Wichtig ist dabei nur noch eines: Man lasse um Gottes willen die Hand von farbigem Marmor, von Keramikplatten oder Klinkern, um damit die Schaufensterfront zu verkleiden! Man belasse es beim schlichten Verputz oder bei einheimischem Naturstein. Man fasse das Schaufensterglas in Hartholzrahmen oder auch in glänzendes Metall von diskreter Breite und Profilierung. Und noch ein Wort zur Beschriftung. Es läßt sich überall beobachten, daß meist viel zuviel Schrift an und über den Schaufenstern angebracht wird. Sie verwirren und töten sich gegenseitig und lassen das Wesentliche nicht erkennen. *E i n e* knappe, gute Schrift als Fernwirkung über der Auslage und eine kleine Schrift in Augenhöhe auf dem Glas genügen und wirken unvergleichlich werbeträftiger.

So sind heute schon viele Sünden unserer Väter an Ladeneinbauten in der Altstadt wieder verbessert worden, und sehr viele lassen sich noch verbessern.

Aber auch andere Verunstaltungen einer kritiklosen Zeit harren der Korrektur. Ich denke an die zahlreichen schlecht durchgeführten



Es läßt sich überall beobachten, daß viel zuviel Schriften an und über den Schaufenstern angebracht sind. Sie verwirren und töten sich gegenseitig. Eine gute Schrift wirkt unvergleichlich werbekräftiger



Unschön ausgeführte Aufstocfungen ...



... ließen sich oft auch heute noch verbessern

Aufstockungen und Dachaufbauten, von denen viele mit Zeit und Gelegenheit in Ordnung gebracht werden könnten.

Ich denke auch an eine dankbare Aufgabe der Altstadtsanierung in Marau, die über den Rahmen privater Baumöglichkeiten hinausgeht und die wohl nur unter Mithilfe der Stadt gelöst werden könnte. Es handelt sich um die einst vornehmen Wohnhäuser am hochgelegenen westlichen Stadtrand, deren Ostfronten an der Milchgasse einst hinter Gärten lagen. Im Zuge der eingangs geschilderten Entwicklung sind diese Gärten im 18. und 19. Jahrhundert mit den Häusern und Schuppen überstellt worden, die heute unmittelbar an der Milchgasse stehen. Damit wurden die Ostseiten der ältern Häuser völlig verbaut und deren Wohnwert vermindert, so daß sie heute einem sichern Verfall entgegengehen. Durch ein „Auskernen“ an der Milchgasse, also durch völligen oder teilweisen Abbruch der meist wertlosen Schuppen und Kleinbauten, könnte die heute noch herrliche Wohnlage wiederhergestellt werden. Ihre Westseite liegt frei und unverbaubar über der Allmend. Wenn ihre Ostfronten wieder gesäubert und begrünt würden, die Häuser selbst renoviert und mit den nötigen Installationen versehen, so müßten sie zu den begehrtesten Wohnungen von Marau gezählt werden.

Dies ein kleines Beispiel für Altstadtsanierung. Ihre Durchführung, freilich, bedingt gründliche Planung und genaue Abklärung der finanziellen Erfordernisse und Möglichkeiten.

So setzt sich das Bauen in der Altstadt aus tausend Einzelfällen zusammen. Jeder für sich betrachtet, mag unwichtig erscheinen in seiner Bedeutung und in seinem Ausmaß. Aber jeder Einzelfall beeinflusst stärker oder schwächer das Bild der Stadt, und ihre Summe entscheidet darüber, ob nach und nach ihre Schönheit verschwindet oder ob sie erhalten bleibt oder gar gesteigert wird. Kommende Geschlechter werden darüber ihr Urteil sprechen, wie wir das Gut verwaltet haben, das uns von unsern Vorfahren überantwortet wurde.

M a x K o p p